

Alexis de Tocqueville

Sucht man nach Vordenkern der Theorie moderner Demokratien und Institutionen führt an Alexis de Tocqueville (1805–1859) kein Weg vorbei. Der aus dem normannischen Landadel stammende französische Schriftsteller und Politiker – Tocqueville war nicht nur Abgeordneter der Nationalversammlung, sondern auch an den Verfassungsberatungen 1848 beteiligt und später sogar für kurze Zeit Außenminister¹ – gilt mit seinem Werk *Über die Demokratie in Amerika*, das er im Zuge einer Recherche zum amerikanischen Gefängnisssystem verfasste, als einer der Begründer des modernen Demokratieverständnisses. Ihm wird nicht nur die »Entdeckung der modernen Demokratie« (Herb/Hidalgo 2004a) zugeschrieben, sondern er gilt zugleich als derjenige Autor, der »Demokratie« erstmals als einen auf die gesamte Gesellschaft bezogenen Begriff verstand. Damit verlieh er der Demokratie in Abgrenzung zum Sozialismus einen neuen Bedeutungsrahmen.

Tocqueville wird heute zu Recht eine zentrale Rolle bei der Begründung der modernen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Politik zugeschrieben. Wie die Entstehung seines Amerikabuches nahelegt, agierte er dabei nicht nur als präskriptiv orientierter Theoretiker, sondern auch als »Analytiker« (Bluhm 2006) der Demokratie, wie er sie in den Vereinigten Staaten vorfand. Bisweilen gilt er daher als Begründer der vergleichenden Politikwissenschaft oder als erster moderner Sozialwissenschaftler (vgl. Elster 2009).² Diese Zuschreibungen decken sich mit Tocquevilles Selbstbeschreibung seines wissenschaftlichen Programms. In der Einleitung seines Buches *Über die Demokratie in Amerika* beansprucht Tocqueville, nicht weniger als eine »neue politische Wissenschaft« (DA: 9) ins Leben zu rufen, die den gesellschaftlichen Entwicklungen seiner Zeit Rechnung tragen sollte. Bis heute wird dabei die Originalität seiner Verortung im philosophischen und politischen Spektrum seiner Zeit hervorgehoben: Für Bluhm beispielsweise richtet er sich »mit nüchternem Rea-

-
- 1 Zum Leben und den politischen Tätigkeiten Tocquevilles siehe Jardin (2005), für die Zeit der Revolution von 1848 siehe auch Watkins (2003).
 - 2 Zur Methode Tocquevilles siehe Buchstein/Hummel (2016).

lismus und Engagement gegen die Verächter der Demokratie ebenso wie gegen ihre naiven Bewunderer« (Bluhm 2006: 11).³

Dementsprechend war Tocquevilles Denken und Handeln sowohl für seine Zeitgenossen als auch für die Nachwelt nicht immer einfach einzuordnen. Zwar gab es zahlreiche Bewunderer und solche, die sein Werk als bahnbrechend erkannten und mit überschwänglichem Lob versahen – bekannt ist die Äußerung seines älteren Zeitgenossen, des Politikers Pierre Paul Royer-Collard, Tocqueville könne als der »Montesquieu des 19. Jahrhunderts« bezeichnet werden (vgl. Herb/Hidalgo 2004b: 13). Insgesamt dominierte jedoch ein gespaltenes Bild. Als ein sich zum bürgerlich-liberalen Lager zuordnender Aristokrat qua Herkunft wurde Tocqueville sowohl von Liberalen als auch von Konservativen oftmals mit Argwohn betrachtet. Auch wenn er sich von den politischen Ansprüchen seiner Herkunft losgesagt hatte, galt sein Bekenntnis zur bürgerlichen Gesellschaft vielen Liberalen seiner Zeit als halbherzig (vgl. Herb/Hidalgo 2004b: 17). Diese Wahrnehmung seiner Person ist nicht nur in dem Kontrast zwischen seinen politischen Überzeugungen und seiner Herkunft zu suchen, sondern gründet auch in seiner spezifischen politischen und intellektuellen Positionierung: Tocqueville bezeichnete sich als »libéral d'une espèce nouvelle« (OC V: 433), als Vertreter eines neuen Liberalismus, den er aber nie gänzlich auf den Begriff zu bringen vermochte. Diese Variante liberalen Denkens stellt die Forschung bis heute vor Herausforderungen. Tocquevilles eigentümliche Kombination von liberalen und konservativen Ideen – Kahan (1992) spricht von einem »aristokratischen Liberalismus« – wird im 20. Jahrhundert mitunter als »strange« (Boesche 1981: 496) bezeichnet. Nicht zuletzt aus diesem Grund wird Tocqueville heute aus den unterschiedlichsten Perspektiven herangezogen: »Transformationstheoretiker und Totalitarismusforscher, Kommunitaristen und neoliberale Defätisten der Bürokratie, Verfechter der direkten Demokratie und Advokaten der Zivilgesellschaft« (Herb/Hidalgo 2004b: 18, Herv.i.O.) – alle beriefen sich auf Tocqueville.⁴

Wenn Tocqueville also meist in die liberale Theorietradition eingeordnet wird, dann in der Regel »not as an uncritical advocate of liberalism« (Engster 1998: 501). Dass er ihr dennoch zugeordnet wird, liegt neben seinen Positionierungen in der politischen Landschaft seiner Zeit an der Zentralität des Freiheitsbegriffs in seinen Schriften. Diesen bringt er in dem Artikel *Die sozialen und politischen Verhältnisse Frankreichs vor 1789* auf den Punkt:

3 Dass dies vor allem auf die *Demokratie in Amerika* und keineswegs auf alle Schriften zutrifft, zeigt sich insbesondere bei der Lektüre der *Erinnerungen*, wo Tocqueville nicht vor Angriffen *ad hominem* und Beleidigungen in Richtung sozialistisch gesinnter Konkurrenten zurückschreckt (siehe Fußnote 66).

4 Selbst in den Reihen der »radikalen« Demokratietheorie wird Tocqueville als Inspirationsquelle geschätzt, wie etwa bei Miram (2020).

»Der modernen, demokratischen, und ich wage zu sagen, der richtigen Freiheitsauffassung zufolge ist jeder Mensch, da er mutmaßlich von der Natur mit dem notwendigen Wissen ausgestattet wurde, sich ihrer zu bedienen, von Geburt an Träger eines gleichen und unantastbaren Rechts, in allem, was nur ihn selbst betrifft, unabhängig von seinesgleichen zu leben und sein eigenes Los so zu gestalten, wie er es beabsichtigt.« (Tocqueville 2006d: 105)

Insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde Tocqueville demnach als Liberaler interpretiert (vgl. Schneck 1992: 283). Neuere Lesarten betonen dagegen, dass Tocqueville mit einigen Grundüberzeugungen des klassischen Liberalismus gebrochen habe, vor allem, indem er die Grundlage moderner Souveränität nicht im Individuum verorte (vgl. ebd.). Tatsächlich basiert politische Freiheit für Tocqueville nicht auf dem Primat des Individualismus. Während Freiheit aus seiner Perspektive zumindest für kleine Kreise der jeweiligen Gesellschaft über alle Zeiten hinweg erreichbar war, sei der Individualismus »demokratischen Ursprungs« (DA: 585) und eine Gefahr für die Freiheit und die öffentlichen Tugenden: »[M]it der Zeit [...] greift er alle andern [Tugenden] an und zerstört sie und versinkt schließlich in die Selbstsucht« (DA: 585). Hinzu kommt, dass das liberale Denken Tocquevilles sich, wie Keslassy gezeigt hat, nur in der politischen, nicht aber in der ökonomischen Dimension entfaltete (vgl. Keslassy 2000: 20f.). Tocquevilles Schriften sind somit von einer starken Skepsis gegenüber den Motiven des klassischen liberalen Denkens geprägt (vgl. Hidalgo 2021: 226).⁵

Doch was versteht Tocqueville unter »Demokratie«? Charakteristisch für sein Verständnis des Begriffs ist, dass er Demokratie in Abgrenzung zu den Philosophen des antiken Griechenlands nicht (nur) als Regierungs- sondern vor allem als Gesellschaftsform begreift. Diese ist für ihn, wie er ebenfalls bereits auf den ersten Seiten des Amerikabuchs darstellt, von der »Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen« (DA: 5) geprägt, worunter für ihn sämtliche gesellschaftliche Teilbereiche fallen: An die Stelle der politischen Ungleichheit des Feudalismus ist Tocqueville zufolge eine ebenso politische wie materielle Angleichung getreten. Der Verlust der politischen Vorherrschaft des Adels und des Klerus sei mit der Verstärkung des Einflusses bürgerlichen Wirtschaftens verbunden, sodass nicht allein die Herkunft, sondern auch materieller Reichtum zum Kriterium der sozialen Stellung in der Gesell-

5 So werden auch, wie Keslassy argumentiert, die Überzeugungen des »ökonomischen« Liberalismus von Tocqueville nicht geteilt: »Ainsi, Tocqueville n'est pas un libéral comme les autres. Si son libéralisme politique ne fait aucun doute, celui-ci ne se double pas d'un libéralisme économique.« (Keslassy 2001: 106) In Bezug auf die Demokratie wird er vor diesem Hintergrund nicht nur als Verfechter von deren liberaler Version gesehen, sondern auch als Vorreiter einer kommunitaristischen Vorstellung moderner Demokratie oder als aristokratischer Gegner der Demokratie (vgl. Schneck 1992: 287f.). Republikanische Elemente bei Tocqueville werden in Form seiner »Kritik des Privatismus« auch von Breier (2004) betont.

schaft geworden sei (vgl. DA: 6f.). Tocquevilles Werk verbindet somit, in den Worten Drolets »the old political order and the new, the old agrarian economy and the new industrial one, the Old World and the New« (Drolet 2003: 16). So hat sich Tocqueville auch intensiv mit dem Ereignis auseinandergesetzt, das vielerseits als Moment des Übergangs zwischen neuer und alter Welt herangezogen wird: der Französischen Revolution von 1789. Seine an Verweisen auf zahlreiche Archivadokumente gesättigte Studie der Verwaltungspraktiken in den Jahrzehnten vor dem Sturm auf die Bastille legt dabei nahe, dass die »Revolution« nicht an jenem 14. Juli desselben Jahres stattgefunden habe, sondern zu diesem Zeitpunkt gesellschaftlich bereits abgeschlossen gewesen sei (vgl. ASR).

Tocqueville konnte zwar die von MacPherson geprägte Vorstellung der liberalen Demokratie als eine Regierungsform der in Klassen gespaltenen Industriegesellschaft nicht teilen, denn er hat das erst später sich herausbildende industrielle Amerika (und Frankreich), wie auch Aron bekräftigt, schlichtweg »nicht gekannt« (Aron 1981: 10). Der für die späteren liberalen Theoretiker der Demokratie präsente Pauperismus ist für Tocqueville erst auf seiner zweiten Englandreise ein Thema geworden (vgl. Bluhm 2006: 27). Er hatte somit noch keinen Einfluss auf den ersten Band von *Über die Demokratie in Amerika*, der schon vor dieser Reise erschienen ist und den Fokus auf politische Institutionen legt. Die Auseinandersetzung mit Tocquevilles Demokratietheorie ist für diese Arbeit dennoch unverzichtbar. Denn zum einen ist es Tocqueville zuzuschreiben, vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen in Amerika, den Demokratiebegriff in die Moderne überführt und ihm, in Abgrenzung zu sozialistischen Bestrebungen, seine spezifisch liberale und bürgerliche Prägung gegeben zu haben. Ich werde in diesem Teil daher zeigen, dass Tocqueville, obwohl sein Fokus nicht auf den politischen Institutionen, sondern auf den gesellschaftlichen Einrichtungen der modernen, »demokratischen« Gesellschaft liegt, das Paradigma »liberale Demokratie« wegweisend geprägt hat (vgl. Jörke 2011: 259). Das gilt nicht nur für den Begriff der Demokratie, sondern mit Blick auf die für die moderne Demokratietheorie spezifischen institutionellen Einschränkungen der gleichen und effektiven Partizipation der »unteren Klassen«.

1 Die Begründung des Begriffs der »liberalen Demokratie«

Insbesondere für Raymond Aron, der maßgeblich zur Wiederentdeckung und Popularität der Schriften Tocquevilles in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beigetragen hat, gilt Tocqueville als der Theoretiker, der dem Begriff der liberalen Demokratie seine Gestalt verliehen hat (vgl. Aron 1981: 20ff.). Aron ist der Auffassung, dass diese Schriften in ihren Grundzügen auch für die industriellen Gesellschaften seiner eigenen Zeit noch zutreffen (vgl. ebd.: 43). Tocquevilles Demokratietheorie beansprucht nicht nur in zeitlicher, sondern auch in räumlich-historischer Hinsicht

einen allgemeinen Charakter: Wie unter anderem Wolin (2003) und Drolet (2003) hervorgehoben haben, geht es Tocqueville bei der Analyse der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Amerika nicht nur um eine – wie man es heute nennen würde – »Regionalstudie«, sondern darum, mittels der gewonnenen Erkenntnisse direkt in die politischen Debatten in Frankreich einzugreifen. Tocquevilles Neuinterpretation des Demokratiebegriffs als »Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen« (DA: 5) fand somit im Spannungsfeld der politischen Strömungen und Ereignisse seiner Zeit statt und sollte dementsprechend, um die politische Stoßrichtung der Neuinterpretation erfassen zu können, vor diesem Hintergrund betrachtet werden. Es ist also entscheidend, dass Tocqueville nicht als neutraler, sondern als »engagierter« Analytiker der liberalen Demokratie verstanden werden wird, auch wenn er seine Leserschaft teilweise ersteres glauben machen will (vgl. Campagna 2001: 95). Tocqueville selbst spricht im zweiten Band von *Über die Demokratie in Amerika* von einer neuen Gesellschaft, die er nicht nur zu beschreiben suchte, sondern auch »beurteilen will« (DA: 827).

Tocqueville ist der festen Überzeugung, dass er den Anbruch eines demokratischen Zeitalters miterlebt⁶ – Demokratie ist bei ihm immer auch ein »Epochenbegriff« (Vollrath 1995: 243). Den Aufstieg der Demokratie als Gesellschaftsform der *Gleichheit* beschreibt er als langanhaltend und unaufhaltsam: Nachdem bereits seit über 700 Jahren der Gedanke des »nahen, unaufhaltsamen, allgemeinen Aufstiegs der Demokratie in der Welt« (DA: 3) um sich gegriffen habe, seien nun »die oberflächlichsten wie die tiefsten Leidenschaften des menschlichen Herzens [...] einhellig am Werk, die Reichen arm und die Armen reich zu machen« (DA: 7). Den Siegeszug der Demokratie begreift er dabei nicht als Produkt des Menschen allein, sondern als »Werk der Vorsehung« (DA: 8), auf die er und seine Zeitgenossen keinen Einfluss hätten: »Die Demokratie aufhalten wollen, hieße dann gegen Gott selbst kämpfen, und es bliebe den Nationen nichts übrig, als sich mit dem gesellschaftlichen Zustand abzufinden, den die Vorsehung ihnen auferlegt.« (DA: 9) Angesichts dieser schicksalhaften Entwicklung bliebe den Menschen dennoch ein Handlungsspielraum bei der konkreten Ausgestaltung der Demokratisierung. Die von Tocqueville – entgegen etwa der sozialistischen Variante – favorisierte *liberale* Demokratisierung ist nur eines von vielen möglichen Szenarien, in denen das demokratische Zeitalter in Erscheinung treten kann. Ihre Realisierung erfordere das Eingreifen des Menschen (vgl. Campagna 2001: 94). Tocqueville ist in der Einleitung von *Über die Demokratie in Amerika* (noch) davon überzeugt, dass dieses Vorhaben gelingen könne und erhebt es zum Dreh- und Angelpunkt seiner »neuen politischen Wissenschaft«:

6 In der Einleitung von *Über die Demokratie in Amerika* legt er seine Interpretation dieses epochalen Wandels dar: »Mitten unter uns geht eine große demokratische Revolution vor sich« (DA: 5).

»Die Demokratie belehren, wenn möglich ihren Glauben beleben, ihre Sitten läutern, ihre Bewegungen ordnen, nach und nach ihre Unerfahrenheit durch praktisches Wissen, die blinden Regungen durch die Kenntnis ihrer wahren Vorteile ersetzen; ihre Regierungsweise den Umständen der Zeit und des Ortes anpassen; sie je nach Verhältnissen und Menschen ändern: das ist die erste Pflicht, die heute den Lenkern der Gesellschaft auferlegt ist. Eine völlig neue Welt bedarf einer neuen politischen Wissenschaft.« (DA: 9)

Mit der »neuen Welt« sind nicht (nur) die von ihm bereisten Vereinigten Staaten von Amerika gemeint. Auch in seinem Heimatland Frankreich habe sich die Demokratie der Gesellschaft bemächtigt (vgl. DA: 13). Dort sieht sich Tocqueville selbst in der Pflicht, diese »neue politische Wissenschaft« sowohl theoretisch zu erarbeiten als auch praktisch als »Lenker der Gesellschaft« umzusetzen. Auch wenn er diese Entwicklungen anhand seiner Erfahrungen aus den USA beschreibt, ist sein Denken stets auf die Verhältnisse in Frankreich ausgerichtet, wie er auf den ersten Seiten von *Über die Demokratie in Amerika* erklärt. Seine Prognose lautet, dass »dieselbe Demokratie, die die amerikanische Gesellschaft beherrscht, in Europa rasch zur Macht gelangt« (DA: 5).

1.1 Zwischen Aristokratie und Demokratie

Die »große demokratische Revolution« (DA: 5), die Tocqueville in Frankreich von-statten gehen sieht, die Angleichung der gesellschaftlichen Verhältnisse, macht er an der schrittweisen Ablösung des Adels als dominierende politische Kraft durch die Mittelklasse fest (vgl. E: 41 sowie Tocqueville 2006d: 94). Dieser revolutionäre Wandel ist in seinen Augen, wie oben beschrieben, unaufhaltsam. Tocquevilles Begriff der »Revolution« setzt also nicht an einzelnen politischen Ereignissen wie den revolutionären politischen Umstürzen 1789 oder 1848 an. Sein für diese Zeit neuartiger Revolutionsbegriff umfasst vielmehr eine Zeitspanne von mehreren Jahren bis Jahrzehnten.⁷

Wie Tocqueville selbst zu diesem Wandel steht, hängt nicht zuletzt mit der Phase seines Lebens und Werkes zusammen, aus der die jeweiligen Bewertungen stammen. Blum hat in Bezug auf Tocquevilles Haltung zur Demokratie als einem gesellschaftlichen Wandel, der auf eine Angleichung der Lebensverhältnisse hinausläuft, vier Werkphasen identifiziert: In der ersten Phase rund um seine Amerikareise sei Tocqueville ein »skeptischer Bewunderer der amerikanischen Demokratie« (Blum

7 Tocqueville entwickelt es in seinem Spätwerk *Der alte Staat und die Revolution*. In dieser auf langjährigen zeithistorischen Forschungen beruhenden Schrift vertritt er die These, dass die politische Revolution von 1789 lediglich einen sozialen Wandel zum Ausdruck gebracht hat, der de facto gesellschaftlich längst vollzogen war (vgl. ASR: 88 zur Angleichung der ökonomischen Verhältnisse der Stände).

2006: 16) gewesen. Mit dem Erscheinen des zweiten Bandes von *Über die Demokratie in Amerika* zeige sich jedoch sein zunehmender Pessimismus gegenüber diesen Entwicklungen. Dieser Pessimismus nahm in der dritten Phase starke antisozialistische Züge an, wobei Tocqueville versuchte, den sozialistischen Bestrebungen im Kontext der Revolution von 1848 eine liberale Ordnung entgegenzustellen. In der vierten Phase schließlich zog er sich nach seinen gescheiterten politischen Ambitionen in die innere Migration zurück und widmete sich historischen Studien, die in dem Buch *Der alte Staat und die Revolution* kulminierten. Zusammengefasst kann man sagen, dass sein Blick auf die amerikanische Demokratie wie auch die Chancen der Verwirklichung einer liberalen Demokratie in Frankreich im Laufe der Zeit immer skeptischer wird.⁸ So enthalten vor allem die Schriften ab 1840 immer stärkere aristokratische Tendenzen. Zwar ist davon auszugehen, dass Tocqueville die elementaren Vorurteile des Adels gegenüber dem Demokratisierungsprozess nicht teilt (vgl. Campagna 2001: 10, siehe dazu OC III, 1: 262): Er zeigt sich als »Freund der Demokratie zumindest in der Hinsicht, daß er sich wünscht, die Demokratie möge festen Fuß fassen« (Campagna 2001: 106). Auch persönlich entscheidet er sich früh dagegen, seine Adelstitel zu führen und versuchte, seine materielle Lebensführung nicht nur auf seine Adelsprivilegien aufzubauen.

Auch wenn er seinen Lebensunterhalt teilweise durch die Tätigkeit als politischer Schriftsteller und Politiker bestritt, muss hier dennoch weiterhin von einer aristokratischen Lebensweise gesprochen werden (vgl. Bluhm 2006: 13f.). Diese Einschätzung spiegelt sich in Tocquevilles theoretischen Positionierungen wider. So geht er schon in einem Aufsatz von 1836 über *Die sozialen und politischen Verhältnisse Frankreichs vor und nach 1789* davon aus, dass eine Beteiligung der aristokratischen Klasse an der Regierung nach wie vor sinnvoll sei (vgl. Tocqueville 2006d: 86ff.). In dieser Position sieht er sich durch den Blick nach England bestärkt, wo im Gegensatz zu Frankreich die Aristokratie »die schwersten öffentlichen Lasten auf sich genommen [habe], damit man ihr die Regierung überlasse« (ASR: 105). In Frankreich dagegen habe die Aristokratie, statt auf die politische Tätigkeit zu setzen, diese zugunsten der Verteidigung ihrer ökonomischen Privilegien vernachlässigt. Trotzdem waren für ihn auch die französischen Aristokraten insgesamt »models of civic virtue« (Watkins 2003: 29). Tocquevilles Idealtyp zufolge waren sie mit ihrer Situation im Reinen: Sie strebten weder nach mehr Macht oder Reichtum, sondern lenkten

8 Für die Veränderung zwischen den beiden Bänden der *Demokratie in Amerika* siehe Drescher (1964). Bei Craiutu/Jennings (2004) wird diese Entwicklung für einen möglichen, aber nie geschriebenen dritten Band anhand der Korrespondenzen Tocquevilles weiter gezeichnet. Entscheidend ist dabei auch die Fokusverschiebung von den politischen Institutionen im ersten Band der *Demokratie in Amerika*, auf die ich in Kapitel 2 näher eingehen werde. Sofern nicht anders angekündigt, beziehen sich die Kapitel- und Abschnittsangaben immer auf den jeweils zugehörigen Buchteil, in dem der Querverweis erfolgt.

auch in Frankreich Jahre vor der Revolution von 1789 »in voller Lebenskraft« die öffentliche Meinung sowie die Staatsgeschäfte (vgl. ASR: 145). Solche Textstellen offenbaren, dass sein Blick auf die gesellschaftlichen Entwicklungen seiner Zeit nostalgische Züge aufweist. Zwar wollte er das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen: Selbst gegen Ende des eher pessimistischen zweiten Bandes von *Über die Demokratie in Amerika* stellt er sein Ziel klar: »Nicht um den Wiederaufbau einer aristokratischen Gesellschaft handelt es sich also, sondern darum, aus dem Schoß der demokratischen Gesellschaft, in der Gott uns leben heißt, die Freiheit hervorgehen zu lassen.« (DA: 818) Doch ständig sucht er nach Möglichkeiten, Teile der alten, aristokratischen Welt in die »neue« hinüberzuretten. So können insbesondere seine Amerikastudien als eine Art Ratgeber für die aristokratischen Eliten gelten, die sich auf die Moderation des Übergangs zum demokratischen Zeitalter einstellen müssen. Diese Moderation ist für Tocqueville jenen »Lenkern der Gesellschaft« (DA: 9) auferlegt, die wie die Protagonisten der »neuen Politischen Wissenschaft« bestimmte Fähigkeiten aufweisen müssen, die er als typisch aristokratisch versteht.⁹ Dass insbesondere die Freiheit für ihn keine genuin demokratische Tugend ist, zeigen folgende posthum veröffentlichte Zeilen: »J'ai pour les institutions démocratiques un goût de tête, mais je suis aristocratique par l'instinct, c'est-à-dire que je méprise et crains la foule. J'aime avec passion la liberté, la légalité, le respect des droits, mais non la démocratie.« (OC III, 2: 87)

Neben der politischen Rolle der Aristokratie verbindet Tocqueville auch mit der entsprechenden feudalen Gesellschaftsstruktur Eigenschaften, die er in der neuen demokratischen Ordnung vermisst. In *Über die Demokratie in Amerika* spricht er von bestimmten Banden, die die aristokratische Gesellschaft zusammengehalten hätten. Dort verfügten alle Bürger über einen angestammten Platz in der sozialen Rangordnung und seien an bestimmte wechselseitige Abhängigkeiten gewohnt: »Die Menschen, die in aristokratischen Zeitaltern leben, sind daher fast immer eng an etwas gebunden, das sich außerhalb von ihnen befindet, und sie sind oft bereit, sich selbst zu vergessen.« (DA: 586) Als Beispiel führt Tocqueville die individuelle Gabe von Almosen an. Nur durch die Erfahrbarkeit der persönlichen Abhängigkeit, die sich in Anteilnahme auf der einen und Dankbarkeit auf der anderen Seite ausdrücke, würden »wertvolle Bande zwischen dem Reichen und dem Armen« (Tocqueville

9 Diese Lesart findet wird bei Schneck (1992) vorgestellt. Tocquevilles aristokratische Grundhaltung drückt sich auch in seiner abschätzigen persönlichen Haltung gegenüber »Durchschnittsmenschen« aus: »Ich habe immer gewußt, daß mittelmäßige Menschen ebensovot wie wertvolle eine Nase, einen Mund und Augen haben, aber ich habe mir bei ersten niemals die Besonderheiten ihrer Züge merken können. Immer wieder muß ich nach den Namen derjenigen fragen, die ich täglich sehe und doch nicht kenne, und immer wieder vergesse ich sie; ich mißachte Durchschnittsmenschen nicht, aber ich verkehre wenig mit ihnen und sie sind mir gleichgültig. Ich ehre sie, denn sie sind es, die in der Welt führen, aber sie langweilen mich sterblich.« (E: 135)

2006c: 73) geschaffen. Diese »Kette« der Abhängigkeiten zerbreche nun aber in der demokratischen Gesellschaft (vgl. DA: 586). Grund dafür ist für Tocqueville die zersetzende Wirkung des Individualismus der Privatleute, die sich statt um das allgemeine Wohl nur noch um ihr eigenes Wohlergehen sorgen (vgl. Breier 2004: 69ff.): »Die Sorge für die Befriedigung der geringsten leiblichen Bedürfnisse und für die kleinen Bequemlichkeiten des Daseins füllt die Gemüter dort [in den Vereinigten Staaten] gänzlich aus.« (DA: 617)

Den vollständigen Sieg der Mittelklasse diagnostiziert Tocqueville dabei nicht nur für die USA, sondern auch für Frankreich. Mit der Regentschaft des als »Bürgerkönig« bezeichneten Louis Philippe ab 1830 sei die Mittelklasse, deren »Geist« in der Form des privaten Unternehmertums bestehe, »nicht nur zur alleinigen Beherrscherin der Gesellschaft [geworden], sondern man kann sagen, daß sie diese in Pacht nahm« (E: 41). Dieser Geist des Privatismus ist in Tocquevilles Augen in der Lage, eine neue Form der Aristokratie hervorzubringen, deren Grundlage ihr finanzielles Vermögen ist:

»Ich bin fest überzeugt, daß man in der Welt keine Aristokratie von neuem begründen kann; ich denke aber, daß die einfachen Bürger durch Zusammenschluß sehr vermögende, sehr einflußreiche, sehr kraftvolle Wesen, mit einem Wort, aristokratische Persönlichkeiten bilden können.« (DA: 820)

Das Ziel Tocquevilles besteht somit darin, aristokratische und demokratische Elemente so miteinander zu verknüpfen, dass eine liberale Ordnung auch im demokratischen Zeitalter ermöglicht wird (vgl. Jörke 2011: 249). Herb und Hidalgo sprechen zutreffend von einer »Aristokratisierung« (vgl. Herb/Hidalgo 2005: 76) der Demokratie.¹⁰ Die Brücke von der alten zur neuen liberal-aristokratischen Ordnung bildet für Tocqueville dabei das Eigentum als Grundlage der ökonomischen Ordnung (vgl. Watkins 2003: 28). Anfang des Jahres 1848 geht er davon aus, dass alle Privilegien und »ausschließlichen Rechte« vernichtet seien – einzige Ausnahme: das Eigentum als »der letzte Rest einer zerstörten Welt, als ein isoliertes Vorrecht inmitten einer nivellierten Gesellschaft« (Tocqueville 1967: 233). Gegner dieser Ordnung sind für ihn also trotz der Vorbehalte gegenüber ihrer sich anbahnenden Vorherrschaft nicht die Mittelklassen, sondern die »unteren Klassen«, insbesondere, wenn sie sich für den Sozialismus einsetzen.

10 Dabei zielen sie vor allem auf Tocquevilles Überzeugung ab, dass es wie in der aristokratischen Gesellschaft »intermediäre Institutionen« (ebd.) geben müsse, auf die ich in Kapitel 7 näher eingehen werde.

1.2 Liberale Demokratie gegen den Sozialismus

Es war Tocqueville ein wichtiges Anliegen, dass die Demokratisierung in die »richtigen« Bahnen gelenkt wird. Die »politische Wissenschaft« spielt für ihn dabei eine zentrale Rolle: Schon im Hinblick auf die Revolution von 1789 hatte er den politischen Schriftstellern einen entscheidenden Anteil an deren Ausbruch zugeschrieben (vgl. Tocqueville 2006g: 53). Vor dem Hintergrund dieser Annahme versuchte er stets, den Einfluss politischer Intellektueller auch für die angestrebte Abfederung und institutionelle Einhegung der von ihm erwarteten Demokratisierung geltend zu machen. Zu diesem Zweck trennt Tocqueville in seinen Rede- und Schriftbeiträgen im Rahmen der Revolution von 1848 strikt zwischen der politischen und der sozialen Revolution. Erstere gelte es zu moderieren, wohingegen die Bestrebungen nach einer sozialen Revolution abgewehrt werden müssten. Dieses Motiv ist auch entscheidend für die Entwicklung seines Demokratiebegriffs in Abgrenzung zum Sozialismus, auf den ich in diesem Abschnitt eingehen werde.

Tocquevilles Versuche, selbst als ein »Lenker der Gesellschaft« aktiv zu werden, fanden vor allem in der Zeit des revolutionären Umbruchs von 1848 statt. Er war zu dieser Zeit selbst als Abgeordneter der französischen Nationalversammlung tätig. In den Revolutionstagen galt er aber als »nicht mehr als ein Zuschauer, der versuchte, die Zukunft zu errahnen« (Jardin 1991: 353). Seine Erfahrungen aus dieser Zeit wurden posthum in der autobiographischen Schrift *Erinnerungen* veröffentlicht. In den Ereignissen von 1848 sieht er in Bezug auf die Verwirklichung des liberalen Demokratieideals eine Weichenstellung. Er war überzeugt davon, dass die Entwicklung sozialistischer Theorien eine wichtige Ursache der Februarrevolution von 1848 gewesen sei (vgl. Keslassy 2000: 229). Zugleich bewies er ein feines Gespür für die zukünftigen politischen Entwicklungen. Schon im Oktober 1847 prophezeite er in einer Parlamentsrede, dass »sich der Kampf der politischen Parteien bald zwischen den Besitzenden und den Nicht-Besitzenden abspielen« (Tocqueville 1967: 233) wird; in einer weiteren Parlamentsrede Ende Januar 1848 bekundet er, »dass wir uns zur Stunde auf einem Vulkan betten« (Tocqueville 2006e: 183). Das Brodeln dieses Vulkans sah er in der wachsenden Unzufriedenheit der »unteren Klassen«. Innerhalb dieser verbreiteten sich angesichts einer seit 1845 bestehenden ökonomischen Krise (vgl. Keslassy 2000: 225) Ideen, die »darauf abzielen, nicht nur dies oder jenes Gesetz, jenes Ministerium oder gar jene Regierung zu Fall zu bringen, sondern die ganze Gesellschaft umzustürzen, ja sie in ihren Grundfesten, auf denen sie heute beruht, zu erschüttern« (Tocqueville 2006e: 183). Tocqueville fürchtet insbesondere eine neue Form von sozialer Revolution. Während er die Revolution von 1789 aufgrund ihres zentralen Elements des »Bekehrungseifers« als eine politische Revolution bezeichnet, »die in der Art einer religiösen Revolution zu Werke gegangen ist« (ASR: 27), drohe die Februarrevolution eine sozialistische Prägung anzunehmen, wie sie durch Persönlichkeiten wie Babeuf in der vorherigen und Blanqui in der gegenwär-

tigen Revolution verfochten worden sei. Gegen das Babeuf'sche Programm einer »Gemeinschaft der Gleichen« argumentiert Tocqueville:

»Demokratie und Sozialismus verbindet nur ein Wort, die Gleichheit; aber beachten Sie den Unterschied: Die Demokratie will die Gleichheit in Freiheit, und der Sozialismus will die Gleichheit zwangsweise in Unfreiheit. [...] Die Februarrevolution darf also nicht sozial sein; wenn sie es nicht sein darf, ist es wichtig, den Mut zu haben, das zu sagen; wenn sie es nicht sein soll, muss man die Kraft aufbringen, das laut zu verkünden, wie ich es hier mache. [...] Das ist, meine Herren, das Programm Babeufs; ich wünsche von ganzem Herzen, dass es nicht dasjenige der Februarrepublik sein soll; nein, die Februarrepublik soll demokratisch sein, aber nicht sozialistisch...« (Tocqueville 2006f: 198)

Während Tocqueville also als »Freund« einer bestimmten Form von Demokratie bezeichnet werden kann (vgl. Campagna 2001: 106), ist seine Gegnerschaft zur sozialistischen Variante derselben unumstritten: Sein an dieser Stelle dokumentiertes Eintreten für die Demokratie ist für ihn auch ein Mittel, dem Sozialismus entgegenzutreten (vgl. Campagna 2001: 105). Sein aktiver Einsatz für liberale Demokratie galt der Absicht, »dem offenkundigen Willen des Französischen Volkes¹¹ zum Siege über die Leidenschaften und Begierden der Pariser Arbeiter zu verhelfen und so die Demagogie durch die Demokratie zu überwinden« (E: 165f.). Ursache dieser Entwicklungen war für Tocqueville die »Industrielle Revolution, die seit dreißig Jahren Paris zum gewerblichen Zentrum Frankreichs gemacht und eine ganz neue Arbeiterbevölkerung in die Stadt gezogen hatte« (E: 109). Diese habe zur Folge, dass die »Begierde nach materiellen Genüssen«, »das demokratische Übel des Neides« (E: 109) sowie die Missachtung gegenüber der herrschenden Klasse, die Zentralisierung und die Unsicherheit der Verhältnisse zunahmen.

Insbesondere befürchtet er die Infragestellung des Privateigentums, dem »Fundament unserer sozialen Ordnung« (E: 125). Jegliche Angriffe auf das Eigentum werden von ihm pathologisiert. Sie sind für ihn das Symptom einer »alten demokratischen Krankheit« (Tocqueville 1967: 233). Sein politischer Gegner tritt an dieser Stelle deutlich hervor: die Vorstellung einer sozialistischen Ausprägung der Demokratie. Tocqueville macht keinen Hehl aus seiner fundamentalen Ablehnung sozialistischer Kräfte und ihrer Theorien.¹² So seien es erst sozialistische Theorien gewe-

11 Tocqueville gehörte zu dieser Zeit der Mehrheitsfraktion im Parlament an.

12 Seine Ablehnung des Sozialismus drückte er auch mit abwertenden Aussagen über Sozialisten aus, egal ob es sich um Politiker wie Blanqui oder um ihm zufällig bekannte Personen aus den »unteren Klassen« handelt, wie seinen ehemaligen Pfortner. Zu Blanqui bemerkte er: »Da erschien auf der Tribüne ein Mann, den ich nur an diesem Tage gesehen habe, der mich aber in der Erinnerung immer mit Widerwillen und Abscheu erfüllt. Er hatte abgezehrte und zerfurchte Wangen, bleiche Lippen und machte durch seine schmutzige Blässe einen krank-

sen, die dazu führten, dass die Februarrevolution einen »blutigen Kampf zwischen den Klassen« (E: 123) zur Folge hatte. Für ihn wird der Sozialismus »das wesentliche Charaktermerkmal der Februar-Revolution und die furchtbarste Erinnerung an sie bleiben« (E: 124).¹³ Problematisch ist die Entwicklung der Februarrevolution für ihn auch, weil sie im Gegensatz zur Julirevolution von 1830 in erster Linie von den »unteren Klassen« ohne die Bourgeoisie vollzogen worden sei (vgl. E: 119).

Die »unteren Klassen« sind für ihn das »Volk im eigentlichen Sinne«, worunter er diejenigen versteht, »die von der Arbeit ihrer Hände leben« (E: 119).¹⁴ In den *Erinnerungen* ist die Demokratie als »Herrschaft des Volkes« eher an den antiken Demokratiebegriff als an den gesellschaftsdiagnostischen angelehnt, den Tocqueville in *Über die Demokratie in Amerika* eingeführt hat.¹⁵ Insbesondere Redner aus dem sozialistischen Spektrum griffen 1848 zunehmend auf diesen zurück, um die Forderung

haften, bössartigen und abstoßenden Eindruck. Sein Äußeres war wie von Schimmel überzogen; Wäsche war nicht zu sehen, ein alter schwarzer Mantel umschloß eng seine dünnen und mageren Glieder; er sah aus, als habe er in einer Kloake gelebt und sei von dort hierhergekommen. Wie man mir sagte, war es Blanqui.« (E: 181) Seinen sozialistisch gesinnten Pfortner beschrieb er mit noch harscheren Worten: »Wir hatten damals in unserem Hause in der Rue de la Madeleine als Pfortner einen ehemaligen Soldaten, der in unserem Viertel einen sehr schlechten Ruf hatte; er war ein halbverrückter Trunkenbold und Taugenichts, der, wenn er nicht gerade damit beschäftigt war, seine Frau zu prügeln, seine ganze Zeit in der Kneipe verbrachte. Man kann sagen, daß er von Geburt an oder besser seiner Charakteranlage nach zum Sozialisten bestimmt war.« (E: 227)

- 13 In einer Fußnote ergänzt er, dass er selbst eine gewisse Offenheit gegenüber einer sozialistischen Zukunft vertrete, jedoch unter der Voraussetzung, dass die »Grundregeln« der Gesellschaft – er meint die des Privateigentums – dennoch niemals vollkommen ersetzt werden können (vgl. E: 126). Dass die Lösung der sozialen Frage für Tocqueville ein zentrales Thema war und er ihre Linderung durch »Sozialpolitik« nicht strikt ablehnte, hat Drolet (2003) gezeigt.
- 14 Der Begriff »le peuple« hatte zu Zeiten Tocquevilles demnach eine Doppelbedeutung: Einmal verstand man darunter die metaphysisch aufgeladene »politische Nation«, zugleich aber handelte es sich um einen abwertenden Begriff gegenüber den »unteren Klassen« (vgl. Krause 2017b: 187 und Julliard 1992: 191).
- 15 Zur Unterscheidung ist folgende Diagnose von Herb und Hidalgo hilfreich: »Mit der direkten Volksherrschaft der Antike hat diese nur noch den Namen gemein. Bei Tocqueville wird die Demokratie zur Chiffre der Moderne schlechthin. Sie ist weit mehr als eine Regierungsform im traditionellen Schema der Staatsformenlehre. Ihr Terminus kennzeichnet in erster Linie den gesellschaftlichen Zustand, der durch die *égalité des conditions* verursacht wird.« (Herb/Hidalgo 2004b: 15, Herv.i.O.) Ebenso erhellend ist folgende Passage bei Engster: »In this passage Tocqueville explicitly distinguished among democracy, aristocracy, and republicanism. The terms ›democracy‹ and ›aristocracy‹ referred strictly to the class of people who held power. If the members of a jury were drawn from the elite class, then it was an aristocratic institution. If they were drawn from the people at large, it was a democratic institution.« (Engster 1998: 501)

nach der Demokratie als Regierung durch das Volk, die »unteren Klassen«, zu untermauern. In seiner *Rede zur Frage des Rechts auf Arbeit* vom 12. September 1848 vor der französischen Nationalversammlung machte sich Tocqueville über einen Vorredner lustig, der seine Vorstellung der sozialen Demokratie aus dem Demokratiebegriff der griechischen Antike hergeleitet hatte:

»Ich sagte soeben, der Sozialismus maße sich an, die gesetzmäßige Fortentwicklung der Demokratie zu sein; ich meinerseits werde nicht, wie es einige unserer Versammlungsmitglieder versucht haben, nach der wahren Etymologie des Wortes Demokratie suchen. Ich werde nicht, wie man es gestern getan hat, seine griechischen Wurzeln aufdecken, um zu wissen, woher dieses Wort kommt. (Lachen.) Ich werde die Demokratie dort suchen, wo ich sie lebendig, aktiv und triumphierend gesehen habe, in dem einzigen Land der Welt, wo sie existiert, wo sie heute in der modernen Welt etwas Großes und Beständiges schaffen konnte, in Amerika.« (Tocqueville 2006f: 197)

Tocqueville nimmt damit eine für die späteren Theorien liberaler Demokratie prägende Weichenstellung vor. Während frühere Theorien und praktische Forderungen nach Demokratie diese eher in der Nähe des sozialistischen politischen Lagers sahen,¹⁶ dreht er die Wortbedeutung um: Demokratie ist bei Tocqueville nicht etwa kompatibel oder gar gleichbedeutend mit dem Sozialismus, sondern diesem strikt entgegengesetzt: »Nein, meine Herren, die Demokratie und der Sozialismus gehören nicht zusammen. Es sind nicht nur zwei verschiedene Dinge, sondern Gegensätze.« (Tocqueville 2006f: 197) Dass die Demokratie dabei dem Sozialismus vorzuziehen sei, steht für ihn ebenfalls fest (vgl. ebd.: 198).

Als Modell für die moderne Demokratie gilt für ihn weder die an die Antike angelehnte Regierungsform noch die soziale Demokratie, sondern diejenige, die er in den Vereinigten Staaten von Amerika kennengelernt hat. Dort habe sich nicht nur die Demokratie »am vollkommensten entfaltet«, sondern es handele sich auch um das Land, in dem »die sozialistischen Lehren, die Ihnen zufolge so gut mit der Demokratie übereinstimmen, am wenigsten Einfluss haben« (ebd.: 197).¹⁷ Bei seiner Tätigkeit in der Verfassungskommission ging es Tocqueville und seinen liberal-konservativen Mitstreitern daher stets darum, die Verfassung zwar nach demokratischen Grundprinzipien auszurichten, dabei aber eine institutionelle Ordnung

16 Zu diesem Wandel des Demokratiebegriffs siehe Dunn (2005) und Rosenberg (1962).

17 Für Rosenberg gilt das »Prinzip des freien Landes« (Rosenberg 1962: 176) als Erklärung für das Ausbleiben sozialistischer Bewegungen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in den USA. Die Tatsache, dass das Land als frei zur Aneignung galt (freilich ohne dabei die Ansprüche der indigenen Bevölkerung zu beachten), konnte so einen Klassenkompromiss ermöglichen: Die Fabrikanten mussten den Arbeitenden so hohe Löhne zahlen, dass sie sich nicht ein Stück dieses Landes »nehmen« und sich als Kleinbauern versuchen (vgl. ebd.).

aufzustellen, die einige Hürden gegenüber den sozialistischen Bestrebungen einer breiten Menge der Bevölkerung bereithielt (vgl. Watkins 2003: 67).

2 Demokratie – Gesellschaft oder Regierungsform?

Die strikte Abgrenzung zum Sozialismus ist nicht Tocquevilles einzige Umdeutung des Demokratiebegriffs. Die zweite Abgrenzung erfolgt mit Blick auf die griechische Antike, in welcher die Demokratie als eine bestimmte Regierungsform mitsamt ihrer konkreten institutionellen Ausgestaltung begriffen wurde. Tocqueville zielt mit seinem Demokratiebegriff weniger auf die Regierungsform als auf die »Gleichheit der Bedingungen« des gesellschaftlichen Lebens und der Politik ab. Sein Beitrag zur Ideengeschichte der Demokratie wird dementsprechend in der »Habitualisierung«, das heißt in der Fokussierung auf die sittlichen und kulturellen Bestandteile einer bestimmten Gesellschaftsform namens »Demokratie« gesehen (vgl. Jörke 2011: 217). Die institutionelle Perspektive gerät dabei zwangsläufig in den Hintergrund – so kann ein auf das soziale Zusammenleben abzielendes Verständnis von Demokratie auch unabhängig von einer demokratischen Regierungsform bestehen (vgl. Campagna 2001: 67). Bevor hier näher auf das institutionenpolitische Engagement Tocquevilles eingegangen werden kann, müssen also einige Fragen geklärt werden. Wenn es sein Ziel ist, »aus dem Schoß der demokratischen Gesellschaft, in der Gott uns leben heißt, die Freiheit hervorgehen zu lassen« (DA: 818), welche Rolle können politische Institutionen dabei spielen? Hat Demokratie für ihn doch auch ein zusätzliches Bedeutungselement als Regierungsform? Was sind die Gefahren, die die Freiheit im demokratischen Zeitalter bedrohen? Welcher Zusammenhang besteht zwischen der demokratischen Gesellschaftsform und ihren politischen Institutionen? Und vor allem: Was sind vor diesem Hintergrund die Erfolgsaussichten der institutionellen Einhegung der Demokratie?

Zwischen Tocquevilles Demokratiebegriff, der auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ausgerichtet ist, und seinen Versuchen, die Demokratie mittels institutionenpolitischer Maßnahmen in die für ihn vorteilhaften Bahnen zu lenken, besteht ein deutlicher Widerspruch. Zur Klärung dieses Widerspruchs wird bisweilen die Differenz zwischen dem ersten und dem zweiten Band von *Über die Demokratie in Amerika* herangezogen (vgl. Wolin 2003: 95, Lamberti 1989). Während der erste Band sich mit den politischen Institutionen der Vereinigten Staaten beschäftigt – vor dem Hintergrund der Frage, wie die Demokratie durch institutionelle Einrichtungen in Schach gehalten werden kann – fokussiert er im zweiten Band stärker die gesellschaftlichen Implikationen der demokratischen Gesellschaft. Hier geraten